

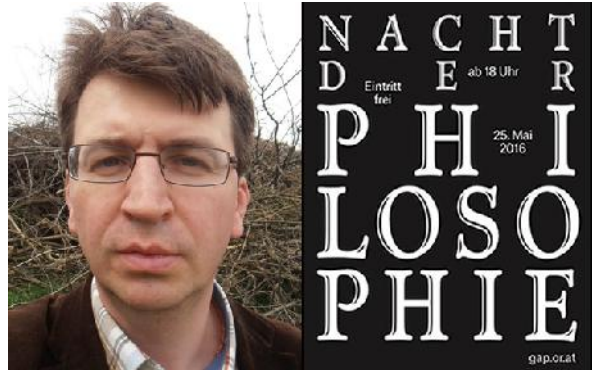
ICH DENKE (NICHT MEINE GEDANKEN), ALSO BIN ICH (NICHT)

Vortrag von Helmut Hofbauer

bei der **NACHT DER PHILOSOPHIE 2016**

am 25. Mai 2016, 19:00 Uhr,

„zur rezeption“, Sperlgasse 6, 1020 Wien



1. BEGRÜSSUNG

Sehr geehrte Damen und Herren,

mein Name ist Helmut Hofbauer. Ich begrüße Sie sehr herzlich bei der Nacht der Philosophie 2016, die von der Gesellschaft für Angewandte Philosophie organisiert wird. Die Gesellschaft für Angewandte Philosophie (gap) ist eine Vereinigung außeruniversitärer PhilosophInnen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, Philosophie in die Gesellschaft und in den Alltag der Menschen hinauszutragen. Und weil für mich Philosophie immer schon eine praktische Angelegenheit gewesen ist, bin ich auch Mitglied dieser Gesellschaft.

2. ZUM ABLAUF DER VERANSTALTUNG

Es hat sich bewährt, dass zuerst ich ein wenig rede – sagen wir: eine halbe Stunde – und wir danach miteinander diskutieren. Denn wenn wir das abwechselnd machen, dann könnte es sein, dass sich die Diskussion in eine andere Richtung entwickelt als die, die ich intendiert habe, und dann sind meine weiteren Beiträge, die ich vorbereitet habe, nicht mehr anschlussfähig.

3. DIE BOTSCHAFT

Ich bringe meine Botschaft zu Beginn, die Einzelheiten folgen später. Also jetzt kommt meine These, die ich heute mit Ihnen gern diskutieren würde.

Sie lautet:

Die Denktradition von René Descartes ist bis heute sehr wirkmächtig in der Wissenschaft und in unserem Bildungssystem. Die Decartes'sche Idee „Ich denke, also bin ich.“ – hat uns in dem Eindruck bestärkt, dass unser Bewusstsein von unserer Existenz etwas absolut Robustes ist, das unter keinen Umständen verloren gehen kann. Die Folge davon ist die heute allgemein vorherrschende Einstellung, dass unser Denken keiner Pflege bedarf, dass wir uns nicht besonders um unser Denken bemühen müssen.

4. DAS THEMA

Das Thema meines heutigen Abends lautet: „Ich denke (nicht meine Gedanken), also bin ich (nicht)“. Es leitet sich natürlich von Descartes' „Cogito ergo sum“ („Ich denke, also bin ich.“) ab. Aber wie komme ich dahin?

Zuerst möchte ich Ihnen ein kurzes Stück aus einem Buch vorlesen, das zeigt, wie die Geschichte von Descartes' „Cogito ergo sum“ heute üblicherweise erzählt wird. Es handelt sich um das Buch *HEUREKA! Das archimedische Prinzip und 80 weitere Versuche, die Welt zu erklären. Eine kleine Geschichte unseres Denkens von der Antike bis heute* von Michael Macrone.

„„Ich denke, also bin ich!“ (Cogito, ergo sum)

Als bald aber fiel mir auf, daß während ich auf diese Weise zu denken versuchte, alles sei falsch, doch notwendig ich, der es dachte, etwas sei. Und indem ich erkannte, daß diese Wahrheit: „ich denke, also bin ich“ so fest und sicher ist, daß die ausgefallensten Unterstellungen der Skeptiker sie nicht zu erschüttern vermöchten, so entschied ich, daß ich sie ohne Bedenken als ersten Grundsatz der Philosophie, die ich suchte, ansetzen könne.

René Descartes, *Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs* (1637)

Aus heutiger Sicht wirkt dieser Gedanke vielleicht nicht besonders spektakulär, aber damals, als René Descartes (1596-1650) mit ihm seine eigene Existenz bewies, sorgte das für eine ganz nette Sensation.

„Ich denke, also bin ich“ – einer der einfachsten, elegantesten und bekanntesten philosophischen Beweise – war gegen den Skeptizismus gerichtet, der zu Descartes' Zeiten besonders in Mode war. Die Freunde und Kollegen des französischen Mathematikers und Philosophen meinten, man könne lediglich davon sprechen, daß etwas mehr oder weniger wahrscheinlich sei – *sicher* aber sei gar nichts, dafür lasse sich unser Bewußtsein viel zu leicht übertölpeln.

Aber nachdem ihm mit der Erfindung des Kartesischen Koordinatensystems bereits ein eindrucksvoller Coup gelungen war, hatte Descartes ein handfestes Interesse daran, auch noch zu beweisen, daß zumindest *einige* Dinge, etwa mathematische Theoreme, wirklich absolut wahr sein können. Er vertrat den Standpunkt, daß es ohne irgendeine sichere Grundlage gar keine Erkenntnis gäbe: Wahrscheinlichkeit genüge ihm einfach nicht.

Descartes hielt es für selbstverständlich, daß Erkenntnis letztlich auf einer einzigen unbestreitbaren Tatsache beruhen muß (und nicht auf mehreren). Um dieser Tatsache auf die Spur zu kommen, akzeptierte er zunächst die üblichen Argumente der Skeptiker. Nehmen wir also mit Descartes an, daß unsere Sinne unzuverlässig sind und uns häufig zu falschen Schlußfolgerungen führen. (So halten wir zum Beispiel manchmal Träume oder Illusionen für wahr oder meinen, die Sonne „geht auf“, wo es doch in Wirklichkeit die Erde ist, die sich bewegt.) Da unsere Sinne also ziemlich unsichere Kantonisten sind und uns so leicht hinters Licht führen können, müssen wir Sinneseindrücke als Grundlage der Erkenntnis ausschließen.

Was uns statt dessen bleibt, ist die Vernunft. Zumindest meinten Descartes und andere „Rationalisten“ (lat. *ratio*, Vernunft), daß diese zuverlässiger sei als die Erfahrung. Aber was, wenn auch die Vernunft sich täuschen läßt und selbst die Logik vor Fehlern nicht gefeit ist. Womöglich sind ja sogar scheinbar selbstverständliche Aussagen wie „ $2+2=4$ “ oder „Glück ist etwas Gutes“ falsch. Vielleicht sind sie uns ja von einem allmächtigen bösen Dämon eingeflüstert worden, der eine diebische Freude hat, uns zu täuschen, so daß alles, was sich in unseren Köpfen abspielt, das rationale Denken eingeschlossen, bloß ein Traum im Bewußtsein dieses Dämons ist. Vielleicht ist aber auch die ganze Welt und alles was sich darin befindet, nichts anderes als ein Traum im Bewußtsein dieses bösen Dämons. Wir haben keine Möglichkeit zu beweisen, ob dem so ist oder nicht. Welche absolute Wahrheit bleibt uns dann noch?

Descartes' Antwort darauf lautet: die unbestreitbare Tatsache, daß ich selbst das alles gedacht habe. Ganz egal, in welcher Wirklichkeit man lebt, *denken* muß man sie auf jeden Fall selber. Und da man

selber denkt, muß man auch existieren. Daher: *Cogito ergo sum*, „Ich denke, also bin ich“, wie es in Descartes' *Discours de la Méthode* heißt.“

Michael Macrone: *Heureka! Das archimedische Prinzip und 80 weitere Versuche, die Welt zu erklären. Eine kleine Geschichte unseres heutigen Denkens.* Marix Verlag, Wiesbaden 2004. S. 44-45.

5. „ICH DENKE, ALSO BIN ICH“

Jetzt stellt sich die Frage, ob die These „Ich denke, also bin ich.“ – wirklich so unbezweifelbar ist, dass sie sogar einem bösen Dämon standhält, der mir fiktive Gedanken eingibt? Es könnte ja sein, dass mich diese Gedanken ziemlich mitnehmen. Es könnte sein, dass sie mich so aus der Fassung bringen, dass ich nicht mehr die Möglichkeit habe, mich zurückzulehnen und mir beim Denken zuzusehen sowie den Gedanken zu denken: „Ich denke, also bin ich.“

Aber was bedeutet dieser Satz „Ich denke, also bin ich.“ – eigentlich? Ich habe Ihnen dafür ein eigenes Blatt mitgebracht, das wir kurz durchgehen wollen:

Was bedeutet eigentlich: „Ich denke, also bin ich“?

Von René Descartes (1596-1650) stammt der berühmte Gedanke „Cogito, ergo sum.“ – „Ich denke, also bin ich.“ Doch was bedeutet dieser Gedanke eigentlich?

Bedeutet er: „Ich denke, also bin ich“ – Also muss es etwas geben, das denkt. Dieses etwas bin ich → also gibt es mich!

Oder: „Jeder meiner Gedanken wird jederzeit (oder: manchmal/einmal) von meinem „Ich denke“ begleitet, woran auch immer ich denke.“

Oder: „Jeder Gedanke wird automatisch zu meinem Gedanken, allein dadurch, dass ich ihn denke. Er färbt sich gleichsam ein und bekommt die Farbe meines Charakters. An dieser Farbe erkenne ich, dass ich es bin, der ihn denkt.“

Aber was bedeutet das eigentlich, dass „ich denke“?

Bedeutet es: „Ich denke rational.“; „Ich argumentiere.“; „Ich rechne.“; „Ich denke objektive Gedanken.“; „Ich denke die Wahrheit.“

Oder: „Ich reflektiere“ – im Sinne einer Rückbezüglichkeit: „Ich denke an mein Denken.“; „Ich beobachte mich beim Denken.“; „Ich erlebe mich als Denkenden“

Oder: „Ich denke meine Gedanken.“ „Ich verfolge meine Denkziele.“ Kann es auch bedeuten: „Ich denke fremde Gedanken.“ „Ich denke Gedanken, die ich gar nicht denken will.“

Was bedeutet das eigentlich, dass „ich bin“?

Bedeutet es: „Es gibt mich“ – wie ein Ding; so wie es diesen Tisch gibt und jenen Computer?

Oder umfasst das Sein in diesem Fall mehr als bloße Existenz, nämlich Selbstbewusstsein? „Ich bin“ = „Ich bin mir meiner bewusst.“

Wenn es aber mein Sein Bewusstsein erfordert, dann erfordert es auch mein Denken: „Ich muss denken, dass ich bin, damit ich bin.“ → „Wenn ich aufhöre zu denken, dann bin ich nicht mehr.“

Fragen:

- Was genau muss ich denken, damit ich mir bewusst werde/bleibe, dass ich bin?
- Wie häufig muss ich es denken: Täglich, wöchentlich, monatlich, alle 10 Jahre?
- Wie muss ich es denken, damit ich es nicht sofort wieder vergesse?
- Wie erhalte ich mir meine Motivation zum Denken?

6. WARUM ICH DENKE, DASS DESCARTES NICHT RECHT HAT

Ich glaube, Sie merken schon, warum ich glaube, dass Descartes mit seinem „Ich denke, also bin ich.“ nicht Recht hat. Er scheint es als eine Tatsache zu denken. Eine Tatsache ist etwas, das man sich einmal bewusst macht und dann ist es jederzeit verfügbar.

Sowohl Denken als auch Sein sind aber kontinuierliche Zustände. Und sie können auch in der Qualität schwanken. Wenn Denken von seiner Performance abhängt, kann diese mal besser mal schlechter sein. Und wenn mein Sein davon abhängt, wie intensiv es mir zu Bewusstsein kommt, unterliegt es ebenfalls Schwankungen.

Wenn das aber so ist, dann stellt sich die Frage: Wie müssen die Umstände beschaffen sein, damit Denken und Sein möglichst gut gelingen?

7. BEWUSSTSEIN VOM WERT DES EIGENEN DENKENS FEHLT

Ich denke, dass diese Voraussetzungen für das Gelingen des eigenen Denkens in unserer gegenwärtigen Gesellschaft nicht gegeben sind, weil das Bewusstsein für seinen Wert fehlt und weil man es mit falschen Vorstellungen belastet.

Damit entferne ich mich nun von Descartes und komme zu meiner Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte.

8. TWISTEN MIT DEM VERSTAND

Voriges Jahr ist mein Buch *Twisten mit dem Verstand. Philosophieren zum Zweck des geistigen Überlebens.* - erschienen.

Sein Kerngedanke ist, dass man, wenn man als Einzelmensch denken will, „twisten mit dem Verstand“ muss; also man muss ein eigenes Geistesleben zum Leben bringen und es lebendig erhalten. Andernfalls interessiert einen das Denken bald nicht mehr. Ja, und dass es ziemlich schwer ist, so etwas zustande zu bringen.

Das Buch besteht aus zahlreichen Einzeltexten, aber das Zentrum bildet eine Reihe von sechs Texten mit dem Titel „Wie wird es sein, wenn es unverständlich geworden ist, was eine Idee ist?“ Aus dem ersten dieser sechs Texte möchte ich Ihnen nun zwei Seiten vorlesen:

„Wie wird es sein, wenn es unverständlich geworden ist, was eine Idee ist?“

Dieser Text ist der Versuch, ein Problem zu beschreiben. Das Problem lautet: Wie wird es sein, wenn es unverständlich geworden ist, was eine Idee ist?

Dabei verstehe ich unter einer Idee etwas, das ein Mensch denkt,

- weil es ihn interessiert,
- um sich etwas zu erklären
- und um Orientierung über einen Ausschnitt der Welt zu gewinnen.

Jetzt werden Sie mich fragen: Wie könnte das unverständlich werden? Nun, ganz einfach: Waren Sie schon einmal auf einem Kongress für Philosophie? Wenn nicht, dann erzähle ich Ihnen jetzt ganz kurz, wie das abläuft: Also, da sitzt Einer vorn (oder Eine) und erzählt unmotiviert etwas, von dem Sie sich fragen: Warum erzählt er mir das? Und was soll ich damit?

Das ist deshalb so, weil Ihnen der Vortragende keine Idee erzählt, die er selbst gehabt hat. Er erzählt Ihnen weder irgendetwas, das ihn interessiert, noch etwas, das er Ihnen mitteilen könnte. Anstatt dessen erzählt er Ihnen irgendeinen Inhalt aus dem Fundus der Fachphilosophie. Und was er damit eigentlich möchte, ist nicht, Ihnen irgendetwas zu sagen, sondern – je nachdem, an welcher Stelle er sich in der Ausbildung befindet – sein Studium abzuschließen oder an einer Universität „Fuß zu fassen“ (= eine Anstellung erlangen).

Das bedeutet, dass bei einem solchen akademisch-philosophischen Vortrag Inhalt und Interesse auseinanderfallen: Was anderes will er, als was er erzählt. Und was er erzählt, das will er nicht. Und was er will, darüber spricht er nicht.

Nun kommt dazu, dass bei akademischen Vorträgen eine unausgesprochene Übereinkunft darüber besteht, dass das gut so ist und dass man genauso vortragen soll. Man rechtfertigt das gewöhnlich mit Gründen der Wissenschaftlichkeit.

Mir ist an dieser Stelle mal gleichgültig, woher das kommt, ich möchte nur festhalten, dass wir ganz heftig daran trainieren, Menschen zu werden, die Dinge reden, die sie nicht interessieren, und diese Dinge anderen Menschen mitzuteilen, ohne ihnen damit etwas sagen zu wollen.

An anderer Stelle habe ich schon beklagt, dass dieser Brauch zu Kommunikationsschwierigkeiten mit akademischen Philosophen führt. Man kann PhilosophiestudentInnen und –absolventInnen praktisch keinen Gedanken mehr kommunizieren, den man selbst gedacht hat. Sie werden sofort die Notwendigkeit empfinden, diesen Gedanken im theoretischen Universum des Fachs einzuordnen. Die Vorstellung, dass es jemand gewesen ist, der etwas gedacht hat, ist ihnen infolge ihres Studiums nicht länger geläufig.

Der gegenständliche Text soll übers Klagen hinausgehen und danach fragen: Wie ist das eigentlich, wenn wir die Bedeutung von „Idee“ vergessen haben werden? Wie kann man sich das vorstellen?

Also das Problem, das ich beschreiben möchte ist: Wie wird das sein, wenn wir erfolgreich vergessen haben, was eine Idee ist (worum wir uns gegenwärtig offenbar heftig bemühen)? Wie wird es uns gehen, wenn wir nicht mehr verstehen, was das Wort „Idee“ bedeutet und was wir einmal damit anfangen wollten?

Meine Vision ist, dass die Menschen, sobald die Bedeutung von „Idee“ vergessen ist, herumlaufen werden und den ganzen Tag Dinge erzählen werden, die sie nicht interessieren und die ihnen auch keine bessere Orientierung in der Welt ermöglichen. Im Umgang mit diesen Menschen wird man vergessen, dass man über die Dinge nachdenken könnte, um sich für sie zu interessieren – um also eine emotionale Verbindung mit diesen Dingen aufzubauen – und um Orientierung über eine bestimmten Ausschnitt der Welt zu gewinnen.“

Helmut Hofbauer: *Twisten mit dem Verstand. Philosophieren zum Zweck des geistigen Überlebens.* Tredition, Hamburg 2015.

9. WIE KANN ICH MEINE GEDANKEN DENKEN?

Um den Zusammenhang mit Descartes aufzuzeigen: Ich meine also, dass es notwendig ist, mehr zu tun, als nur zu denken, damit die Gleichung „Ich denke, also bin ich“ – aufgeht. Denken allein genügt nicht.

Unlängst habe ich z.B. den sehr vernünftigen Satz gelesen, **dass Denken ohne Papier und Bleistift Zeitverschwendung sei**. Unsere Bewusstseinsspanne ist sehr kurz. Damit man gut denken kann, muss man seine Gedanken notieren. Auch ohne regelmäßige Übung geht es auch nicht: **Schreiben Sie Tagebuch?**

Ein weiterer sehr vernünftiger Satz, den ich gelesen habe, lautet: „Ich kenne kaum jemanden, der es im Leben mit seiner Kognition weit gebracht hat, ohne **eine vertraute Person zum Reden zu haben**. [...] Irgendein Einsiedler auf einem Berg würde nicht weit kommen.“ (Ten Griffin: Charlie Munger. *Ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen*. Finanzbuchverlag, München 2016. S. 129.)

Von diesem Problem handelte der Ausschnitt, den ich Ihnen aus meinem Buch vorgelesen habe: **Wir durchlaufen ein Bildungssystem, das uns unsere Gedanken wegnimmt**, indem es objektive Gedanken daraus macht, die sich in einer öffentlichen Welt tummeln. Dadurch nimmt es uns auch unsere Gesprächspartner, weil niemand mehr auf den Gedanken kommt, dass jemand sich mit seinen eigenen Fragen und Erkenntnisinteressen beschäftigen könnte.

Kurz: Wir kommen nicht mehr auf den Gedanken – und wir halten es offenbar auch nicht mehr für notwendig – dass jemand sein eigenes Denken entwickelt.

10. DREI BEISPIELE, DIE UNSERE HEUTIGE EINSTELLUNG ZUM DENKEN ILLUSTRIEREN

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch drei Beispiele vorbringen, die unsere heutige Einstellung zum Denken illustrieren. Es handelt sich um Denkhindernisse, keine absoluten zwar, aber doch solche, die das Denken so mühsam machen, dass der einzelne Mensch zu sich sagt: „Das lasse ich lieber sein!“

a) **Der Philosoph ist immer ein anderer**

Wir selbst wollen nie Philosophen sein. (Selbst Franz Schuh, den ich vor zwei Jahren bei der „Langen Nacht der Philosophie“ im Café Schwarzenberg hörte, sagte, er sei Philosophiestudent, aber kein Philosoph.) Richtige Philosophen, das sind heute Liessmann, Sloterdijk oder Žižek. Das sind Menschen, die sich nicht blamieren, wenn sie öffentlich über Philosophie sprechen. Die lassen wir Philosophen sein. Und während sie sprechen, sind wir still und erfreuen uns an ihren schönen Gedanken. **Der Zweck von Philosophen scheint heute der zu sein, dass sie denken, damit wir nicht denken.** (Wir hängen uns heute die Karotte der Philosophie so hoch, dass wir sie selber nicht mehr erreichen können.)

b) **Die Philosophen haben die Welt nur unterschiedlich interpretiert; es kommt darauf an, sie zu verändern**

Bei der Nacht der Philosophie im Vorjahr habe ich im Literaturbuffet Lhotzky aus meinem Romanmanuskript *Überleben unter Menschen* vorgelesen. Es ging dabei um einen Protagonisten, der den Versuch unternimmt, für sich selber in seinem eigenen Leben Orientierung zu gewinnen. Weil er nach festen Orientierungspunkten sucht, fallen seine Urteile über manche Phänomene in unserer Gesellschaft etwas harsch aus. Das hat mein damaliges Publikum nicht erfreut. Die Leute machten griesgrämige Gesichter, bis ein Herr in der letzten Reihe sagte: „Die Philosophen haben die Welt nur unterschiedlich interpretiert; es kommt darauf an, sie zu verändern.“

Ich konnte damals nicht schlagfertig auf diesen Einwand reagieren, weil ich ein Langsamer bin. Wenn Sie ein Argument vorbringen, spüre ich oft im Augenblick, dass etwas damit nicht stimmt, aber eine passende Antwort fällt mir oft erst Tage oder Wochen später ein.

So bin ich auch damals erst im Nachhinein draufgekommen, wie intolerant und despektierlich gegenüber dem Denken des Einzelmenschen diese Aussage, die von dem Philosophen Ludwig Feuerbach stammt, eigentlich ist:

Sie entwertet das Denken nämlich, indem sie sagt: „**Denken ist nur sinnloses Gerede; es kommt darauf an, etwas zu tun.**“ Solche Aussagen hört man häufig von politisch motivierten Menschen. Was sie damit sagen wollen, ist: „Komm, schließ dich uns an!“ – Und aus ihrer Sicht ist das Nachdenken des Einzelnen natürlich eher störend, denn er könnte zu dem Entschluss kommen, sich nicht anschließen will.

Es ist schon interessant: Diese Feuerbach-These kommt so unschuldig daher. Sie scheint nur zu sagen, dass man doch etwas tun sollte. Aber in Wirklichkeit sagt sie: „Hör auf zu denken, es führt zu nichts!“

c) **Denken soll man nur, wenn man korrekt denkt**

Ich vermute, vielen von uns wurde die Lust zu denken in der Schule ausgetrieben. Dort vermittelt man uns, Denken solle man nur dann, wenn man es rational, logisch, richtig und fehlerfrei macht. Es ist kein Wunder, wenn dann die Schüler sagen: „In dem Fall überlasse ich es lieber den Strebern und gehe auf den Fußballplatz.“ **Wenn nur fehlerloses Denken als richtiges Denken gilt, dann wird dadurch aus dem Denken für uns etwas, an dem man keine Freude haben kann, an dem wir nur scheitern können.**

Diese Vorstellung, dass nur korrektes Denken richtiges Denken sei, hängt mit einer grundsätzlich falschen Vorstellung vom Denken zusammen, die einen ganzen Rattenschwanz von weiteren falschen Vorstellungen und Bewertungen nach sich zieht. So scheinen offenbar viele Menschen zu meinen: Denken bestehe immer darin, dass man über etwas nachdenke. Aber das ist falsch, jedenfalls schränkt es die Freiheit des einzelnen Menschen unrechtmäßig ein: Denken beginnt mit dem Tagträumen, auch das Grübeln und das Sinnieren und Meditieren gehört dazu.

Eine allzu enge Vorstellung vom Denken führt dazu, dass wir viele unserer Tätigkeiten, die eigentlich zum Denken gehören, nicht als Denken wahrnehmen und infolgedessen auch nur schwer wertschätzen können.